

Der heutige Sonntag mag im Lichte der Texte etwas herb anmuten. Er enthüllt eine Reihe innerer und äußerer Zustände, die nicht zu Gottes Volk, nicht zur Kirche passen und dort doch auch wohl vorhanden sind.

Im Buch der Weisheit werden die Leiden des „Gerechten“, die Anfeindungen unter seinen Brüdern geschildert; im Jakobusbrief geht es um die Nöte und Missstände der jungen Gemeinschaft in Jerusalem, inmitten der Kirche; und der Evangelist Markus stellt die Rivalität zwischen den Aposteln in einer ungeschminkten Weise dar.

Aber gerade diese Unverblümtheit, diese klare Feststellung von Schwächen und Fehlern in den eigenen Reihen ist bereits Evangelium, nämlich Erleichterung und Trost – zumindest die eine Hälfte des Evangeliums. Nicht, weil diese Probleme gar keine seien, sie sind wohl welche, denn letztlich wir selber sind es, die Gottes Werk zunichte machen: wir lachen über die Gerechten, wir suchen im Gebet unser eigenes Wohl und verfolgen in unmittelbarer Nähe Jesu unsere eigenen Karrierepläne. Auf diese Weise wird aber zumindest deutlich, dass dies die Grundsituation ist, mit der Gott zu arbeiten hat. Wir gehören nicht zu einer besonders schlechten Generation der Moderne, die nutzloser ist als die Vorgänger. Nein, das ist genau der Stoff, den zu erlösen Jesus kam, und warum er die Kirche um Israel herum gründete.

Die Lösung besteht also nicht darin, diese Dinge zu vertuschen, sondern sich ihrer bewusst zu sein; wir dürfen uns und die Kirche nicht aufgeben, da die Sache aussichtslos sei. Wie wir in den Texten sehen, die Sache ist von Anfang an hoffnungslos. Aber gerade in diese hoffnungslose Sache bringt Gott seine Sache. Gott hat weder Israel wegen seines schlechten Benehmens durch ein anderes Volk ersetzt noch suchte Jesus andere Jünger als die Zwölf; und Jakobus – der Leiter der Jerusalemer Muttergemeinde, ein Verwandter Jesu – löste die Gemeinde nicht auf.

Es ist doch bewegend, wie behutsam Jesus im Evangelium versucht, die Apostel zu erziehen. Was für ein Wunder könnte er tun, außer darauf zu warten, dass sie ihn verstehen und ihm folgen.

Am vergangenen Sonntag hat Petrus in Cäsarea Philippi Jesus als Sohn Gottes und Messias bekannt, wobei ihn Jesus gleich danach Satan nannte, weil er ihn vom Weg des Leidens abbringen wollte.

Danach waren drei Jünger mit ihrem Meister auf dem Berg Tabor und erlebten die Verklärung Jesu und erkannten den Zusammenhang der Passion mit den Verheißungen der Propheten und der bisherigen Geschichte Israels.

Sie sind also voller Erwartungen, und so machen sie sich auf den Weg: Jesus voran, der die Ankunft des messianischen Zeitalters spürt und auf die Erfüllung der Verheißungen zusteuert. Aber auch die Jünger sind voller Erwartung auf das, was ihnen bevorsteht, dass ihr Leben in Ordnung gebracht wird. So treten sie in die Fußstapfen Jesu und sind doch auf völlig verschiedenen Wegen unterwegs. Sie streiten darüber, wer der Größte von ihnen sei. Es ist unschwer, uns und die heutige Kirche darin zu erkennen: Wir gehen den Weg Jesu mit der Kirche mit, aber unsere Vorstellungen, Wünsche, Erwartungen, wohin der Weg führen soll, welche Biegungen und Steigungen erlaubt sind und welche nicht, sind doch unterschiedlich, manchmal gegensätzlich... Es kann leicht passieren, dass sogar auf dem Weg der Nachfolge unsere innere Ausrichtung eine andere ist als die, die der Herr für uns, für unsere Gemeinde und unsere Kirche vorgesehen hat.

Immer wieder verbietet Jesus den Jüngern, von seinen Absichten zu sprechen, vielleicht weil er spürt, dass sie sie noch nicht verstehen und nicht authentisch und klar darstellen können.

Vielleicht fällt auch uns die Evangelisierung deswegen so schwer, weil wir nicht genau wissen und wollen, was Jesus mit uns vorhat.

Wie kann sich Jesus seinen Jüngern verständlich machen?

Jesus stellt ein Kind in ihre Mitte. Jetzt spricht er nur zu ihnen, er wendet sich ganz ihnen zu, es handelt sich also um eine Lehre von besonderer Bedeutung und Intimität.

Damals riefen Kinder keine romantischen Gefühle hervor; sie hatten quasi keine Rolle und Stellung in der Gesellschaft. Die Existenz des Kindes hängt ganz an den Eltern, sein Dasein heißt Vertrauen. Vertrauen und Gehorsam, Abhängigkeit und Beheimatet-Sein fallen bei einem Kind ineinander. In dieser Existenzform steht Jesus vor dem Vater und dieses Dasein will er seinen Jüngern vermitteln.

Eines Tages werden sie es auch verstehen. Nicht, weil Jesus später noch bessere Argumente einfallen werden, sondern weil er hingerichtet wird. Das Gegenteil von dem, was die Jünger erwartet haben, wird eintreten. Das Bild des Kindes ist keine fromme Übertreibung, sondern die Realität Jesu.

Die Jünger werden nach dieser Ansprache nicht plötzlich zu Helden, die nicht mehr die Ersten, sondern die Letzten sein wollen. Ihre Verwandlung gleicht nicht einem moralischen Vulkanausbruch; sie werden vielmehr allmählich erlebt haben, dass, wenn sie ihren Willen mit dem Willen Jesu und des Vaters vereinen, sich letztlich doch auf das einlassen, was nicht ihre Idee war, dann werden sie nicht den größten Verlust ihres Lebens einfahren, sondern einen Gewinn, von dem sie nie zu träumen gewagt hätten.

Im Buch der Weisheit fragen die Skeptiker ganz geradeheraus: „Ist der Gerechte wirklich Sohn Gottes?“ Eine Frage, die dem Christentum ständig unter die Nase gerieben wurde, an der sich die Existenz der Kirche in der Nachfolge Israels entscheidet, und an der auch unser Glaube steht oder fällt. Diese Frage ist jedoch nicht theologisch zu beantworten, sondern nur durch das einmalige, Experiment der Willenseinigung mit dem Willen Gottes. Jeder in seinem Leben auf seine Weise aber doch auch gemeinsam in der Gemeinschaft und der Tradition der Kirche. Wir brauchen jedes Instrument, jede Gemeinschaft, jedes Gebet und Gespräch, um in dieser kopernikanischen Wende, wo die Letzten die Ersten werden und die Gewinner die Verlierer, unser Glück und unser Lebensziel zu finden.